

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 10 (1942)
Heft: 7

Artikel: Tommaso Cavalieri [Fortsetzung]
Autor: Penzoldt, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-562145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TOMMASO CAVALIERI

Eine Michelangelo-Novelle von Ernst Penzoldt

III.

Dies war zu der Zeit, da man in Rom über die beiden zu reden begann. Denn wirklich sah man sie zuweilen miteinander gehen, wenn etwa Tommaso den Alten begleitete. Tommaso hielt ihm auch die Bügel, wenn jener zu Pferd stieg, nach der Sixtina zu reiten. Er sandte ihm besseren Wein und einen goldenen Becher. Und wie denn in Rom alles durch die Augen geschah und aus Lust am Zuschau'n — nannte die ewige Stadt doch ein Spötter auch die alleswissende, allgegenwärtige — so geschah es, daß man im Gespräche, wenn gerade von der Vollendung des Jüngsten Gerichtes und seinem Meister, Michelangelo, dem Florentiner, die Rede war, dabei auch Tommasos gedachte. „Ich sah sie“, erwähnte wohl einer, „neulich in die Campagna reiten, die Via Appia hinaus — der Ritter, glaube ich, gräbt dort nach Antiken — ein kuriozes Bild. Der alte griesgrämige Mann, mit dem Gesicht so faltig, und der Schöne daneben, seltsam fürwahr!“ Und die es hörten, lachten kopfschüttelnd mit ihm. Auch Tommaso hörte davon — Vasari teilte es ihm mit, besorgt um den Meister und seine furchtsame Seele, aber auch ein wenig eitel darauf, alles zu wissen. Zu dieser Zeit nun ging der Ritter zu Michelangelo, ihn zu bitten, daß er ihn zeichne, wenn das Jüngste Gericht fertig sei. Doch traf er den Meister nicht an. Zu Hause nicht — er sei in der Kapelle, sagte Urbino — dort nicht — zu Hause sei er, hieß es. Und auch am andern Tag und ferner, bis Tommaso ahnte, jener wolle ihn nicht sehen.

Am Tag der Enthüllung des Jüngsten Gerichts trauerte der Ritter besonders, daß er Michelangelo nicht könne dienstbar sein, wie sonst. Es war ein dunkler Tag und unaufhörlich rauschte der Regen aufs Dach der Kapelle, da Klerus und Edle, darunter Tommaso, und die Künstlerschaft Roms auf den Papst und Michelangelo warteten. „Nun werden es alle sehen“, dachte Tommaso traurig und sah auf Michelangelos Antlitz, der zögernd unter die vielen trat. Michelangelo sah ihn auch und wandte sich ab. Schüchtern und unruhig stand er neben dem Sessel des Papstes, sichtbar dankbar, daß Vasari auf ihn einredete. Denn alle anderen waren mitten im Gespräch feierlich verstummt, als der Meister kam. Und dann knieten alle nieder, denn der Papst wurde hereingetragen. Er hob segnend die Hand. Es rauschten Seide und Brokat, als sie niederfielen vor ihm und sich wieder erhoben, metallisch klangen Ketten und Degen. Niemand verstand, was der Papst zu Michelangelo sagte, der noch kniete, aber rasch aufstand, als jener das Zeichen gab, das Bild zu enthüllen. Der Vorhang sank und entblößte das Bild, alle konnten es sehen. Die Kerzen, die sich im Wind des fallenden Vorhangs geduckt, beruhigten sich wieder. Die Schauenden blieben stumm. Vasari hustete. „Dort oben war ich“, dachte Tommaso, „und dort ist mein Bild“. Es war beinah klein so von unten. Und dann

gewannen die Blicke Aller Macht über das Werk, sie sahen es von oben bis unten. Es hielt still. Es bewegte sich nicht mehr und erstarrte, so schien es Tommaso. „Ein historischer Augenblick“, hörte er neben sich sagen und sah besorgt zu Michelangelo. Der saß nun neben dem Papst, der in seinen Sessel zurückgelehnt, langsam und behaglich Kenntnis von dem Werke nahm, das er gefördert. Michelangelo aber, so sah Tommaso, blickte auf seine Hände und errötete unter dem Schweigen so vieler. Als dann endlich der Papst an den Meister sich wandte und freundlich auf ihn einsprach, kam Bewegung unter Klerus und Adel, besonders auch unter die Künstlerschaft, die, um Vasari geschart, immer lauter wurde. Einige stritten sogar schon heftig. Tommaso ging. Und im Vorübergehen vernahm er Stücke von Sätzen „Meisterschaft in den Verkürzungen“, oder „weshalb alle nackt?“ und „Raffael im Gegenteil hätte...“. Es regnete noch immer, als Tommaso nach des Alten Haus ritt, entschlossen, ihn dort zu erwarten. Er wagte es nicht hineinzugehen, schickte Pagen und Pferd heim und wartete. Er wartete lange im strömenden Regen, bis endlich in einer päpstlichen Sänfte, von Schweizern begleitet, Michelangelo kam. Da öffnete der Ritter den Schlag und grüßte tief. Aber der Alte ging an ihm vorbei ins Haus. Tommaso wartete. Er hörte ein Fenster öffnen und zornig schließen. Er sah nicht auf und wartete. Er hörte harte Schläge von Schlegel, Meißel und Stein. Aber erst, als es bereits dunkel wurde, trat Urbino zu ihm. „Er ist schrecklich“, sagte Urbino, „aber jetzt bittet er Euch hereinzukommen“. „Ich komme“, sagte Tommaso und trat in das Haus.

Michelangelo befand sich in seiner Werkstatt. Er trug wieder seinen Kittel und meißelte an einem kauern den Knaben. Hände und Angesicht waren weiß von Marmorstaub. Als Tommaso eintrat, legte er sein Werkzeug beiseite. Wieder grüßte der Ritter tief. Er sagte leise: „Was habe ich Euch getan, Meister Buonarotti, als daß ich schön bin, denn so sagtet Ihr mir, daß ich sei. Ich kann nicht anders, als immer — seit ich Euch damals kommen sah — ach Meister“. Tommaso hielt inne. Michelangelo aber ging, während der Ritter redete, langsam mit zuckendem Angesicht auf ihn zu. Und da er Tommaso nahe war und sah seine Schönheit, fiel er nieder vor ihm und berührte den Saum seines Mantels.

So begann die Freundschaft zwischen dem jungen Ritter Tommaso Cavalieri und Michelangelo Buonarotti, der ein Greis schon fast war; sie währte dreißig Jahre, bis an des Meisters Tod.

Tommaso war es auch, der, selbst schon ein Fünfziger damals, dem Alten im Kampf um Sankt Peter beistand, die Arbeiten leitete in Michelangelos Sinn, und auch nach dessen Tode. Er half ihm zu Pferde, als der fast Neunzigjährige hartnäckig zu reiten verlangte zwei Tage vor seinem Hingang. Er verließ ihn nicht, als Michelangelo zu sterben begann. Daß es nicht im Schlafe geschehe, möge Tommaso sorgen, im Wachen wolle er scheiden. Und: er solle ihn anschauen, denn solange er Tommaso sehe, sei noch Leben in ihm. Ganz spät noch sagte er zu dem Ritter: „Eine Handvoll Erde, eine Blume, eine Locke von deiner Stirn, Sterbliches also begehre ich

hinaufzunehmen, daß ich im Ewigen nie des Schönen vergesse, das ich als Sterblicher sah“.

Er starb. Tommaso aber war bestimmt, das Erbe zu wahren. Mit seinem Ringe, ein springender Hund war darein geschnitten, das Wappen der Cavalieri, versiegelte er das Haus.

Ritorno

Von Henry Benrath

— Der Hafen von Sorrent lag hinter uns. Das Schiff machte eine Wendung, umfuhr in einem kurzen Bogen den Bagno della Regina Giovanna — und vor uns stiegen die gezackten Berge Capris aus dem stahlblau rauschenden, sprühenden Meer. Heller Wind flog über die geklüfteten Firste herüber, die im leuchtenden Gold der Luft standen, scharf gepreßt und in jeder rötlichen Kante sichtbar. Die weißen Villenstufen sprangen aus dem starren Niederstieg der Felsen, langsam nur schob sich das lösende Grün kleiner Bäume und Büsche zwischen die Massen des Gesteins.

Die Insel lag ganz in der Glut des Hochsommers gebettet, lodernnd in ihrer unbegreiflichen Fülle, ein helles, zitterndes Feuer zwischen Kornblumenblau und Kornblumenblau. Rosa und gelb winkten die Häuser der Grande Marina, die Wäsche auf den flachen Dächern flatterte, weiß stieg die Straße zum San Costanzohügel über kurzem Gestrüpp hinan . . .

Nun wurden am Strande die Boote gelöst und glitten uns langsam entgegen . . . Gesang der braunen Schiffer wehte im Wind herüber: die Spagnola . . . immer wieder das alte, wiegende Lied. Ich hätte vom Geländer in die Wogen hinunterspringen mögen, hinschwimmen an das Land, das meine leidenschaftlichste Liebe bleibt . . . Vom Gesang hätte ich mich hinübertragen lassen mögen, kein Fremder, kein dreimal Wiederkehrender: ein ewiger Gast, dem diese Küste längst zur Heimat geworden war, diese früheste griechische Siedlung Campaniens, die ganz erfüllt in ihrer eigenen Schönheit lebt. Auf jedem Wipfel hatte liebkosend meine Sehnsucht ausgeruht, auf jedem Kieselstein des Strandes, auf jedem sonnigen Dach und jedem Blumenstrauch. Gab es einen Winkel, den ich nicht kannte? einen Hügel, von dem ich nicht morgens und mittags und abends das ewige Meer grüßte? Gab es Gärten, deren Geheimnis ich nicht hinter den wehenden Mauern erspähte? Gab es eine Blume, die ich nicht suchte? Und wenn ich durch wilde Kakteen und über das Geröll steiler Hänge klettern mußte: es war mir keine Mühe zu viel, zu der Blüte zu gelangen und das Auge an ihrem fremden Glanz, an der seltenen Form ihres Kelches zu entzücken. O all meine Blumen Capris! Ich komme wieder zu euch! Ich laufe euch nach! Ich suche euch alle auf! Ich weiß, wo ihr blüht, die kleinste Wiese kenne ich und die verborgenste Trift: Ihr kleinen, roten Orchideen auf der halben Höhe des Monte Tiberio, ihr weißen Strandrosen an dem Faraglioniweg, Ginster über der Bucht der